

Im richtigen Film



Claudia Dillmann in ihrer liebsten Rolle: Direktorin des Deutschen Filmmuseums.

Foto: Salome Roesler

Der rote Faden zieht sich durch die Stadt. Er ist das Symbol der Frankfurter Neuen Presse – und verbindet Menschen, die Besonderes für Frankfurt leisten. Jeden Samstag stellen wir einen von ihnen vor – und geben dann den roten Faden weiter. Folge 15: Claudia Dillmann. Die Direktorin des Deutschen Filminstituts und Filmmuseums hat ihre Leidenschaft zum Beruf gemacht.

Wen liebe ich mehr? Pierre Brice oder Winnetou? Eine Frage, die Claudia Dillmann als junges Mädchen ins Grübeln brachte. „Ich hatte mich an meinen Schreibtisch gesetzt und wollte mit überquellendem Herzen einen Liebes-Fanbrief an Pierre Brice schreiben – und auf einmal wusste ich gar nicht mehr, wen ich mehr liebte: Winnetou, wie ich ihn auch aus den Büchern kannte, oder Pierre Brice, den Schauspieler. Das hat mich völlig verunsichert.“ Weder Winnetou noch Pierre Brice durften sich jemals über einen Liebesbrief von Claudia Dillmann freuen. Hin- und hergerissen zwischen Pierre und Winnetou entschloss sie sich, gar keinen Brief abzuschicken.

„Es erschreckt mich heute noch, wenn Leute nicht unterscheiden können zwischen Schauspieler und Rolle. Das passiert ja ständig“, sagt die Direktorin des Deutschen Filminstituts und Filmmuseums, und ihre Augenbrauen ziehen sich unwillkürlich leicht zusammen. Sicherlich, sie hat als Filmhistorikerin einen Profiblick, kann einen Film bis ins kleinste Detail analysieren, interpretieren. Das verlangt sie nicht vom normalen Zuschauer. Aber ein bisschen Bewusstsein dafür, was Film ist und was Realität, das darf man doch von Erwachsenen erwarten.

Cinema Paradiso

Für Claudia Dillmann ist ihre Begegnung mit Winnetou eine Art „Erweckungserlebnis“. Da ist sie zehn Jahre alt und entdeckt ihre Leidenschaft für den Film. „Wir haben nur 50 Meter vom Kino entfernt gewohnt. Jeden Tag bin ich auf dem Weg zur Schule daran vorbeigelaufen“, sagt sie und erinnert sich gerne an die großen Plakate vor dem Lichtspielhaus, den Schaukasten mit all den tollen Filmen. Mit ihren Freundinnen geht sie regelmäßig sonntagnachmittags ins Kino und lässt sich von den Geschichten auf der Leinwand in ihren Bann ziehen. Damals konnte sie nicht im entferntesten ahnen, dass sie eines Tages einmal als Gutachterin der Deutschen Film- und Medienbewertung mit darüber bestimmen würde, welche Produktionen das Prädikat „besonders wertvoll“ verdienen. Oder dass sie in ihrem Leben in Sachen Film noch viel reisen würde, sei es in ihrer

Funktion als Mitglied des Unesco-Nominierungskomitees „Memory of the World“ oder als Vorstandsmitglied des Verbands der Europäischen Filmarchiv.

Sie erzählt von ihrer Kindheit in Geisenheim am Rhein, in der sie als älteste Schwester dreier Brüder 1954 geboren wird. Sie genießt die Freiheiten, die das Leben in einem überschaubaren Ort für Kinder mit sich bringt, besucht eine Klosterschule der Ursulinen, deren christliche Werte sie bis heute verinnerlicht. „Der katholische Glaube hat mich schon sehr geprägt, und ich habe hohe Achtung vor den Ursulinen. Aber ich hatte später in meinem Leben eine tiefe Glaubenskrisse. Der katholischen Kirche gehöre ich seit langem nicht mehr an“, sagt Dillmann.

Zeit des Abschieds

Es sind nicht die sozialen Aspekte der Erziehung durch die Ordensschwester, die sie nach dem Abitur Journalistin werden lassen: „Das lag vielmehr an meiner Fächerkombination Deutsch und Gemeinschaftskunde. Welche Verantwortung der Journalismus hat, habe ich erst später begriffen.“ Später, da hat sie ein Volontariat bei der

Offenbach Post absolviert, ist zur Frankfurter Rundschau gewechselt und arbeitet dort als engagierte Redakteurin. Sie erlebt Frankfurt in den hochpolitischen 70er Jahren hautnah, bewahrt sich als engagierte, scharfsinnige Journalistin und klettert die Karriereleiter hoch. Bis, ja bis ihre Eltern sterben. Im Abstand von nur einem Jahr. Da ist sie 27 Jahre jung. Eine schlimme Zeit.

Es steht ihr ins Gesicht geschrieben, wie sehr sie dieser Schicksalsschlag getroffen hat, wenn sie auf Fragen danach einsilbig antwortet. Kein Kapitel ihres Lebens, über das sie sprechen mag. Es bedeutet für sie eine Zäsur. Ihr jüngster Bruder ist 16 Jahre alt, sie übernimmt Verantwortung, will auch für ihn mehr Zeit haben und fasst einen weitreichenden Entschluss: Studieren.

Sie schreibt sich an der Frankfurter Universität für Germanistik und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften (TFF) ein, wie der Studiengang damals heißt. Ihr Gesicht hellt sich wieder auf, als sie ins Erzählen kommt: „Eigentlich war ich überzeugt, genau zu wissen, was mein Schwerpunkt ist. Nämlich die Literatur des 19. Jahrhunderts.“ Doch es kommt ganz anders. Sie besucht

die legendären Freitagvormittagsseminare von Walter Schobert, dem damaligen Gründungsdirektor des Filmmuseums. Vier Stunden Seminar im Kommunalen Kino inklusive Filmvorführung. Stummfilme mit Klavierbegleitung, live. Es gibt zu der Zeit Studenten, die sich nur für TFF einschreiben, um an diesem Seminar teilnehmen zu können, denn der Unterhaltungswert ist ebenso groß wie der Lerneffekt. Schobert wird in seinen Seminaren auf die Studentin Dillmann aufmerksam. Und zwei Monate vor der Eröffnung des Filmmuseums

„Ich frage mich nicht, warum ich ausgerechnet „A Foreign Affair“ von Billy Wilder so liebe.“

Claudia Dillmann

1984 bekommt sie von ihm den Auftrag, die wissenschaftlichen Texte der Dauerausstellung in leichter lesbare umzuschreiben. Kein Problem für die Journalistin.

Der Grundstein für die weitere Karriere als Filmhistorikerin und spätere Direktorin des Deutschen Filminstituts und des Filmmuseums ist gelegt. Obwohl – hier würde Winnetou Einspruch erheben und seinen Erstantspruch geltend machen. Zu Recht. Zuerst kommt die Leidenschaft für den Film, dann

der Diskurs darüber. Ihren Lieblingsfilm „A Foreign Affair“, deutscher Titel: „Eine auswärtige Affäre“, von Billy Wilder hat Dillmann 70-, 80-mal gesehen. Und endlich entspannt sie sich wieder vollends im Gespräch, kann sie über die für sie schönsten Dinge reden. Erstaunlich, wie sich ihre Gefühle in der Mimik spiegeln. Das macht diese erfolgreiche Frau sympathisch. Sie verstellt sich nicht. Kann es vielleicht gar nicht, will es nicht. Sie erklärt gerne das Kriterium der Profis für einen Lieblingsfilm: der Film, den man freiwillig am häufigsten gesehen hat. „Ich weigere mich, mein eigenes Verhalten zu analysieren, und frage mich nicht, warum ich ausgerechnet diesen Film so liebe“, sagt sie freundlich aber bestimmt und gibt damit ihrer Leidenschaft einen Raum, in dem sie sich vom eigenen kritischen Denken ungestört entfalten darf. Der Film ermöglicht diverse Zugänge zur menschlichen Verfasstheit“, erklärt sie ihren Bezug zu ihrem Lieblingsmedium, „es ist ein Herantasten an Existentielles.“ Und es ist dieses erste Verständnis von Film, von Kunst generell, das jedem Satz nachhallt, den Claudia Dillmann darüber spricht.

Wut im Bauch

Die Stummfilmära nach dem Ersten Weltkrieg fasziniert sie deswegen so, weil der Film seine Botschaft nur mit visuellen Mitteln überbringen kann. „Da kommt der

Film zu sich selbst“, sagt sie. Und plötzlich weiß man, warum sie als starke, durchsetzungsfähige Frau gilt. Wenn sie von einer Sache rational überzeugt und emotional erfasst ist, setzt das bei ihr enorme Energien frei, dafür zu kämpfen. „Man schließt Filme ins Herz“ ist wieder so ein Satz, der deutlich macht, wie viel Gefühl im Spiel ist. So schildert sie, wie gestandene Intellektuelle in Jurysitzungen in Tränen ausbrechen, weil sie ihren Favoriten nicht durchsetzen können. Das ist ihr zwar noch nicht passiert, „aber einmal habe ich mich derart aufgeregt, dass ich vor Wut den Saal verlassen habe.“ Und dann? „Naja, ich bin vor der Tür auf und abgelaufen und habe mich abgeregt“, lacht sie über sich. Uneitel und direkt. Sensibilität ist in ihrem Metier Voraussetzung für gute Arbeit.

Die leistet sie unbestritten. Unvergessen ist Dillmanns Ausstellung über „Eisenstein im Kontext der russischen Avantgarde“, die das Filmmuseum 1992 zeigt. In diesem Jahr wird sie, die erst ein Jahr zuvor als Kuratorin fest angestellt wurde, stellvertretende Direktorin des Filmmuseums. In ihrer Arbeit ist es ihr immer wichtig, den wissenschaftlichen Aspekt nicht zu vernachlässigen und filmhistorisch bedeutendes Material für das Frankfurter Filmmuseum zu sichern. 1997 wird sie Direktorin des Deutschen Filminstituts, das 2006 mit dem Filmmuseum fusioniert und dessen Träger wird. Damit wird das

Museum auch finanziell unabhängig von der klammen Stadt Frankfurt. Der Weg ist offen für die grundlegende Sanierung und Erweiterung des Hauses, die zwei Jahre in Anspruch nimmt und zur Wiedereröffnung 2011 führt. Mit großem Publikumserfolg, die Besucherzahlen steigen. Aber auch das wissenschaftliche Interesse nimmt zu. Denn das Deutsche Filminstitut verfügt über ein großes Archiv an Filmen, Bildern, Nachlässen. Es ist ein wahrer Schatz für jeden Filmwissenschaftler. Dillmann freut sich, dass die Frankfurter Goethe-Universität mit ihrem Fachbereich Theater-, Film und Medienwissenschaften, wie er heute heißt, die Zusammenarbeit mit ihrem Institut intensivieren will.

Das Meer in ihr

Bleibt bei so viel Arbeit überhaupt noch Zeit und Energie für ein Privatleben? Oh ja, einen Lebensgefährten hat sie an ihrer Seite, sie geht gerne essen, liest viel, liebt die Kunst. Und sie ist begeisterte Tante. Eigene Kinder hat ihr persönliches Drehbuch für sie zwar nicht vorgesehen, aber zum Glück hat sie ja zwei Brüder mit Nachwuchs. Und der dritte lebt in Barcelona – da spricht sie es aus, das magische Wort, das pures Glück in ihr Gesicht zaubert. Vier Silben: Barcelona – und plötzlich vollzieht sich die wundersame Verwandlung einer gestandenen Filminstituts-Direktorin in ein junges Mädchen, das ge-

rade die Geburtstagskerzen auf dem Schokokuchen auspustet. Voller Vorfreude auf das, was wohl in den bunt verpackten Paketen auf sie warten mag.

Diese Aura ist verblüffend. Eine Frau denkt an ihre Rente im sonnigen Süden Europas und schlagartig werden die Gesichtszüge weich, scheinen die blauen Augen schon das Meer zu spiegeln. Sie liebt die südländische Lebensart, die mediterrane Küche, die kulturelle Vielfalt Barcelonas. Noch muss sich die überzeugte Sachsenhäuserin eine Weile gedulden und von ihrem Arbeitsplatz aus auf das Flussufer des Mains blicken.

„Aber an Spanien denken darf ich schon, so lange ist es ja auch nicht mehr hin“, sagt sie und freut sich auf die warme Jahreszeit, wenn die Frankfurter wieder die Picknickdecken am Flussufer ausbreiten. Vielleicht gesellt sie sich ja dazu, mit Spanischlehrbuch.

Nächste Woche

Den roten Faden gibt Claudia Dillmann an Christian Vogt weiter. Der 39-Jährige ist Deutschland-Chef der Trickschmiede Pixomondo, die im Jahr 2012 den Oscar für die besten Spezialeffekte gewann.

